

Nur Verteidigung oder schon Eroberung?

VON JOSEF JOFFE

Zum Klischee-Schatz der Moderne gehört, daß politische Probleme nicht militärisch gelöst werden können. Wie alle solche Weisheiten, enthält auch diese einen harten Kern: Im Schatten der Atombombe, der seit 40 Jahren auf dem Beziehungsgeflecht zwischen Ost und West liegt, gilt Clausewitz nicht mehr, ist kein Ziel das Mittel mehr wert, das einst zur Routine internationaler Politik gehörte. Doch außerhalb des „Gleichgewichts des Schreckens“ ist Krieg noch immer die Regel, zumal im Nahen Osten, wo seit 1945 kaum ein Jahr vergangen ist, in dem nicht das Wort zugunsten der Waffe vergessen wurde.

Manche Kriege – wie das siebenjährige Völker-schlachten am Golf oder der ewige Bürgerkrieg im Libanon – sind zum Schrecken ohne Ende geraten. Doch der Sechstage-Krieg vom Juni 1967, der sich in diesen Tagen zum 20. Mal jährt, hat die Politik verändert. Er war, zumindest aus israelischer Sicht, ein notwendiger Krieg. Es fällt heute schwer, sich an die verzweifelte Lage Israels im Mai 1967 zu erinnern: Nasser hatte die UNO-Friedenstruppe zum Abzug aus dem Sinai gezwungen, Bündnisse mit Syrien und Jordanien geschlossen, den Golf von Akaba blockiert und eine Armee von 85 000 Mann an die Grenzen Israels vorgeschoben. Washington versuchte zwar, eine internationale Blockadebrecher-Flotte zu organisieren, aber alle außer Australien und Holland winkten ab. Israel stand allein und überließ die Entscheidung seiner Armee.

Im nachhinein hat der Sechstage-Sieg zumindest ein, wenn nicht gar das dringendste Problem des jüdischen Staates gelöst: Er war das Ende eines Alptraums, den die arabischen Nachbarn seit dem Unabhängigkeitskrieg 1948/49 mit Terror und Rhetorik („Die Juden ins Meer“) gezielt genährt hatten. Plötzlich war der *underdog* aus einem Dreifronten-Krieg als regionale Übermacht hervorgegangen. Der Belagerungsring war gebrochen; die arabischen Staaten mußten erkennen, daß die militärische keine Option mehr war. In diesen Juni-Tagen – und das ist das *politische* Vermächtnis der Schlacht um Sinai, Golan und Westbank – begann jene historische Reise, die Sadat zehn Jahre später nach Jerusalem führen sollte.

Seitdem hat sich die politische Geographie des Nahen Ostens dramatisch verändert: Ägypten, einst der Führer der arabischen Koalition, hat Frieden mit Israel geschlossen. Jordanien lebt im unerklärten Frieden mit Jerusalem – mit einem florierenden Handel über den Jordan hinweg, mit Kontakten auf höchster Ebene, die sich bei Gelegenheit schon zur Quasi-Allianz verdichtet haben: Als etwa die Israeli König Hussein 1970 militärische Rückendeckung gegen den syrischen Aufmarsch gaben. Die Konflikte haben sich verlagert: Der Irak kämpft gegen den Iran,

Syrien ist im Libanon verstrickt, Christen schießen auf Moslems, und die sozialen Verwerfungen im Inneren bedrohen die gesamte arabische Welt.

Doch hat auch der Sechstage-Krieg, wie *jeder* Krieg, neue Probleme geschaffen. Israel hat eine Existenz-Krise – die äußere – abgeschüttelt, dafür aber eine andere nach innen transportiert. In den Grenzen nach 1967 ist der jüdische Staat *de facto* ein *binationales* Gemeinwesen geworden – mit einer halben Million Araber innerhalb der alten und mehr als einer Million innerhalb der neuen Linien. Dies war nicht der zionistische Traum, und erst recht nicht, daß die Heimatlosen nach 2000 Jahren ihrerseits über eine andere Minderheit herrschen würden. Gewiß, kein arabischer Staat hatte vor 1967 je daran gedacht, den Palästinensern auf dem Westufer und in Gaza Flagge und Paß zuzuerkennen. Vielleicht hatte auch Golda Meir seinerzeit noch recht, als sie verkündete: „Es gibt kein palästinensisches Volk.“ Doch seit 1967 haben sich die Israeli die Palästinenser gleichsam selbst geschaffen.

Ein Volk sein heißt: Die Erfahrung einer nationalen Schicksalsgemeinschaft stärker zu erleben als die Konflikte zwischen reich und arm, Land und Stadt, Herrscher und Beherrschten. Und die Besatzung, der Druck von außen, mußte diese Gräben zwangsläufig einebnen – ebenso wie die Tatsache, daß nach 1967 die PLO zur nationalen Führung im Exil aufstieg. Der Krieg war zwar der entscheidende Schritt zur Lösung des *Staaten*-Streites, doch hat er „den“ Nahost-Konflikt auf seinen härtesten Kern zurückgeführt – den Anspruch zweier Völker auf dasselbe Recht: Heimat und Staatlichkeit. Und der Konflikt wurde internalisiert. Heute ist die israelische Gesellschaft genauso polarisiert wie die palästinensische: zwischen Sicherheit und Gerechtigkeit hier, zwischen Politik und Gewalt dort.

Es war einfacher, mit Sadat oder König Hussein – also mit anderen Staaten – ins Geschäft zu kommen als mit den Palästinensern. Auf der Westbank haben die Israeli ihre natürlichen Partner desavouiert oder deportiert. Die PLO hat auf dem Höhepunkt ihrer Macht eine Chance nach der anderen verspielt. Terror, auch gegen die eigenen Gemäßigten, hat ihre gerechte Sache diskreditiert und die israelische Rechte legitimiert. Jassir Arafat, der politischste unter den PLO-Führern, hat jedem halben Schritt nach vorn einen ganzen Schritt nach rückwärts folgen lassen. Noch nie ist es der PLO gelungen, Jerusalem wirklich in die Enge zu treiben: mit einem klaren Friedensangebot und Terrorverzicht.

Und so konnten es sich die Israeli weiter erlauben, sich auf ihre Waffen zu verlassen und der eigentlichen Frage aus dem Weg zu gehen: War der Kampf vor 20 Jahren nur ein Verteidigungskrieg – oder schon ein Eroberungskrieg? 40